

ermutigen, und er hält die ideologische Zielsetzung für ungeeignet zu diesem Zweck.

Er sieht hinter der Gestalt dieses Planes ein unausgesprochenes Mißtrauen gegenüber den Ergebnissen der Wissenschaft. Der Glaube, daß Wissenschaft und Fortschritt ein und dasselbe sind, ist von den Erfahrungen ad absurdum geführt worden. Darum sucht man nach einem übergeordneten Prinzip, das die Wissenschaft zum wahren Fortschritt leiten könnte. „In dieser kritischen Position lebt der ewige Gegensatz wieder auf zwischen dem, der mit Plato in der Wissenschaft einzig die Entdeckung und Anschauung der Wahrheit sucht, und dem, der in ihr — wie es Francis Bacon als erster formulierte — den Weg sieht, die Menschheit glücklich zu machen“.

Man hat bis vor kurzem bei der Erforschung der Einheiten des sozialen Lebens von jeder Wertskala abgesehen; heute will man anders verfahren, weil man jene Methode für irrig hält, und damit hat man zweifellós recht. Aber die Frage ist noch keineswegs geklärt. Man versucht auch, die Sozialwissenschaften mit den Naturwissenschaften

in der Weise zu verbinden, daß man sich auf die Aufgabe des alten Prinzips der Kausalgesetzlichkeit in den Naturvorgängen beruft. Will man andererseits den menschlichen Werten einen Raum in den Sozialwissenschaften einräumen, so muß man bedenken, daß es nicht genügt, diese Werte anzuerkennen, sondern daß man sie auch definieren muß.

Gerade weil all diese Fragen noch ungeklärt sind, sollte ein internationales Studieninstitut den Hauptwert darauf legen, sie zu erörtern, zu vertiefen und von allen Seiten aufzurollen, nicht aber sie an breitere Schichten weiterzugeben, als ob es schon feststehende Ergebnisse gäbe. „Die Sozialstudien mit den menschlichen Werten fest zu verbinden, ist eine edle Aufgabe und jeder Mühe wert; aber die intellektuelle Sauberkeit, die die eigene Stimme auch den verschiedensten doktrinären Richtungen zugänglich machen möchte, sofern sie nur von dem aufrichtigen Wunsch erfüllt sind, die Wahrheit zu finden, ist ebenfalls ein Wert, der verteidigt werden muß“.

## Das Bildnis

### Maximilian Kaller

Derzeit der letzte deutsche Bischof von Ermland starb am 7. Juli 1947 während eines Aufenthaltes zwischen zwei Zügen in seiner Notwohnung in Frankfurt a. M. Er war auf der Durchreise von Bayern, wo er sich mit ost-deutschen Flüchtlingen getroffen hatte, im Begriff die Heimatlosen in Westfalen zu besuchen. Der Bischof war kaum eine halbe Stunde krank, wiewohl seit langem leidend. Er starb am Herzschlag, wurde behelfsmäßig in einem Krankenhause aufgebahrt und auf dem Friedhof von Königstein i. T. bestattet.

Was an diesem Bischof zuerst in die Augen fällt, ist die schlichte Selbstverständlichkeit, mit der er das Schicksal seiner Landsleute teilte, heimatlos, rastlos und völlig arm. Nach jahrelangem Umherirren hatte er in Frankfurt drei Zimmer gefunden, für sich, für seine Schwester und seinen Sekretär, in denen auch das Büro untergebracht war. Dieser Wohnung entsprachen, wenigstens im Anfang, des Bischofs Geldverhältnisse. Der erste, der ihm ermöglichte, seine Schulden beim Bäcker zu bezahlen, war der Küster der Kirche, in der Bischof Kaller als Quasi-Kaplan das Opfer feierte. Jener einfache Mann kam auf den Gedanken, den Bischof zu fragen, ob er auch Geld habe. Auf die verneinende Antwort setzte er den Pfarrer in Bewegung. Dann war es Erzbischof Gröber, der als erster unter den bischöflichen Amtsbrüdern sich der Geldnot erbarmte, die eine Not des Nicht-helfen-könnens war. Am Lebensstil des Bischofs änderte das Geld nichts. Die Militärregierung bot ihm eine standesgemäße Wohnung an. Er lehnte sie ab, weil es sich nicht zieme, daß der Flüchtlingsbischof besser wohne als der letzte seiner Priester. Das Schicksal seiner Flüchtlinge zu teilen, wenn er es nicht mildern konnte, war Sinn und Inhalt seiner letzten Jahre. Er besaß kein Auto. Man sah ihn auf einen Lastwagen steigen, und auf einem Lastwagen machte er die letzte Autofahrt seines Lebens. Wenn er auf seinen Reisen zu den Flüchtlingen irgendwo

in Deutschland am Abend gezwungen war, auf einem Bahnhof zu übernachten, suchte er häufig nicht etwa das nächste Schwesternhaus auf, sondern ging in den Bahnhofsbunker, ließ sich im Blechnapf die Suppe geben und stieg auf seine Pritsche in der zweiten oder dritten Etage. Das erregte manchmal Aufsehen; denn man hatte in diesem Milieu noch keinen Bischof gesehen. Aber Maximilian Kaller war Mitglied des dritten Ordens des heiligen Franz.

Er suchte nicht diese Armut, er trug sie bereitwillig, um den Seinen zu helfen und dem Herrn zu gehorchen. So wurde er sehr unfreiwillig der populärste Bischof des deutschen Volkes, der bis weit hinein in den Bereich der getrennten Brüder erkannt wurde. Die Jugend würde das bestätigen können, wie sie ihn enthusiastisch verehrte und sein Bild, das erschütternde Bild seines ausgemergelten, hohläugigen und von tiefen Furchen durchpflügten Gesichtes, wie sie dies Bild in der Brieftasche herumtrug, wie sie von diesem Bischof sprach, wenn er nicht dabei war, wie sie ihn als „unsere Mann“ bezeichnete, wie sie sich jenen Vorfall zuraunte, bei dem einer von ihnen dabei war, als der Bischof von einem betrunkenen Soldaten geohrfeigt wurde und zu seinem Begleiter sprach: „Sprich nicht davon, nehmen wir es hin für Christus“.

Seine Volkstümlichkeit war die Ausstrahlung seines inneren Lebens, die Auswirkung des Wahlspruchs, den er stürmisch und zäh zugleich verwirklichte: „Caritas Christi urget me“ — (die Liebe Christi drängt mich. Über sein inneres Leben darf nur wenig vor die Öffentlichkeit gebracht werden. Es war gespeist von der Betrachtung. Udenkbar, daß Bischof Kaller ein Tagewerk nicht mit der Betrachtung begonnen hätte, wann immer der vorhergehende Tag geendet haben mochte. Die überlebenden Priester seines Bistums kennen die Betrachtungen, die er mit ihnen in seiner Hauskapelle oder mit der Gemeinde in irgendeiner Pfarrkirche zu halten pflegte. Dann sprach er wirklich, wie der Geist es ihm eingab, und was er sagte war, ebenso einfältig wie erleuchtet. Vor allem, es bewährte sich auf der Stelle. Es gab bei-

spielsweise, solange er Bischof war, keine Formalitäten, zu ihm zu gelangen, keinen Sekretär im Vorzimmer, keine Prüfung des Anliegens, keine Verweisung an einen dafür zuständigen Jemand. Viele Audienzen endeten mit einer Einladung zu Tisch, nicht nur, wenn es sich um Prälaten handelte, deren es in seiner Diözese auch nicht viele gab; es leben Kapläne, Caritassekretärinnen und Bauersleute genug, die in Frauenburg am Tisch des Bischofs gesessen haben. Im letzten Jahr wurde das Palais für Evakuierte aus dem Westen und dann für Flüchtlinge aus dem Osten bereitgestellt. Sie speisten vom ersten bis zum letzten Tage an seiner Tafel.

Es war wohl eine Gnade der Schicksale seines Lebens, die ihn zu reiner menschlicher Größe emportrug. Man darf von ihm sagen, daß er jeder einzigen Situation in vollendeter Selbstverleugnung gerecht zu werden suchte. Geboren am 10. 10. 1880 zu Beuthen O.S., zum Priester geweiht am 30. 6. 1903 zu Breslau, übernahm er schon bald ein selbstständiges Amt, die Seelsorge auf Rügen. Das war keine Pfarrei, sondern ein Neuland. Als Kaller in Stralsund übersetzen wollte, erreichte ihn ein Telegramm des Inhalts, daß die „Gemeinde“ keinen Pfarrer wolle. Er hat erzählt, daß es ein halbes Jahr dauerte, bis der erste Pönitent zur Beichte kam. Es war ein altes Mütterchen und sie begann: „Herr Pfarrer, ich komme nur, weil ich mit Ihnen Mitleid habe.“ Seine Seelsorge umfaßte die ganze Insel. Seine Pfarrkinder waren größtenteils polnische Saisonarbeiter. Er konnte nur am Sonntag und am Abend an sie heran. Das brachte mit sich, daß er einer der ersten Seelsorger jenes Typus wurde, den heute so viele seiner Brüder in der norddeutschen Diaspora verkörpern: Frühmorgens fuhr er mit dem Rade ab, verbrachte den Tag hier und dort, mehrmals das Opfer feiernd, die Sakramente spendend, die Kinder unterrichtend, den Analphabeten Briefe schreibend, für diese Menschen zweiter Klasse bei den Grundherren oder Behörden intervenierend, Rat erteilend, Gaben verteilend. Spät am Abend kehrte er heim.

1917 wurde er als Pfarrer von St. Michael nach Berlin berufen. St. Michael war zu der Zeit die größte Berliner Pfarrei und umfaßte das Gebiet von Alfred Döblins Roman. Mehr als 10 000 kleine Leute und ein großer Teil des Berliner Proletariates, Zugewanderte aus dem Osten, Stellungslose, Vagabunden, Zerbrochene waren ihm anvertraut. Seine Seelsorge hatte zwei Schwerpunkte: Caritas und Gemeindebewußtsein. Die Caritas hatte wieder zwei Zentren: das Pfarrhaus und den Bahnhof. Er organisierte aus Mitgliedern seiner Gemeinde einen vorbildlichen Bahnhofsdienst und Mädchenschutz. Beide Anliegen waren ihm lebenslang teuer. Als Bischof wurde er Protektor dieser Organisationen für das Reichsgebiet. Das Pfarrhaus wurde in den Jahren der Revolution und Inflation jeder Art von Not geöffnet. Kaller kannte weder als Pfarrer noch später als Bischof den für einen Hirten seltsamen Begriff der Sprechstunde. Und ebensowenig kannte er in Sachen seines Amtes das Wort „unmöglich“. Wie er nicht vergebens in einer Frist von Monaten das Männerwerk selbst aufbaute, als die Kapläne es erfolglos versucht hatten, so wenig kapitulierte er jemals vor einem „Unmöglich“ aus finanziellen Gründen. Obwohl Kaufmannssohn und bis zuletzt gewohnt, seine privaten Ausgaben auf Heller und Pfennig zu notieren, war er in kirchlichen oder caritativen Finanzfragen von der Kühnheit eines Großkaufmannes Gottes. In dieser Großzügigkeit war ihm alles zuwider, was nach Kameralismus und

Bürokratie schmeckte, Aktenzeichen, Zuständigkeiten, Ordinariatssitzungen — ausgenommen den täglichen Vortrag des Generalvikars. Die Post ging an ihn selbst und mußte in 24 Stunden erledigt sein. Einer seiner Sekretäre sagte ihm einmal verzweifelt: „Hochwürdigster Herr, hexen kann ich auch nicht“; er ertete zwar im Moment einen zornigen Blick, den übrigens alle Pfarrer der Diözese kennen. Aber wir kennen niemand, der den Bischof irgendwann einmal den Zorn nachtragend erlebt hätte.

Pfarrer Kaller, — der Ausdruck „Stadtpfarrer“ nötigte ihm ein Lächeln ab —, amtete in Berlin bis 1926. In diesen Jahren baute er in St. Michael eine lebendige Gemeinde auf und zwar mit Hilfe des Laienapostolates, das er als einer der ersten systematisch weckte, pflegte und vollendete, worüber er dann auf höheren Wunsch in dem Buche: „Unser Laienapostolat in St. Michael“ auch schriftlich Rechenschaft gab. Dies Buch ist das einzige literarische Dokument seines Lebens. Er fand niemals Muße zur Schriftstellerei, und übrigens war er auch zu bescheiden und von einer fast kindlichen Ehrfurcht vor der gefehrten Theologie erfüllt, die er wegen seines knappen Studiums zu beherrschen sich nicht zutraute, wiewohl er viel und mit erstaunlicher Fassungskraft las und auch Professoren in Verlegenheit bringen konnte. Es ist Unsinn zu sagen, er wäre kein Theologe gewesen, aber nicht die Wissenschaft, sondern die Seelsorge, nicht Schreiben, sondern Handeln war seine Domäne. Was nun das Laienapostolat angeht, hatte er schon früh die Überzeugung gewonnen, daß in einer größeren Gemeinde jede Seelsorge ohne Mitarbeit der Laien hoffnungslos rückständig ist. Er sagte: „Für uns werben kann nur der Laie“. Er verstand unter Mithilfe der Laien nicht nur das Kirchenschmücken. Er räumte ihnen ein hohes Maß von Selbständigkeit ein, hatte eine ausgesprochene Hochachtung vor ihrer Zuständigkeit und Urteilskraft, und Zeit seines Lebens gehörten Laien zum engsten Kreis seiner Ratgeber und Mitarbeiter, nicht immer zur Freude mancher seiner geistlichen Räte.

Das Laienapostolat war wohl die eigentliche Leistung seiner Berliner Jahre. Man sagt, dadurch sei der damalige Nuntius auf ihn aufmerksam geworden. Jedenfalls ernannte der Papst ihn 1926 zum ersten Prälaten der neubegründeten Prälatur Schneidemühl im Gebiet der Reste von Posen und Westpreußen, die Deutschland verblieben waren. Nun wurde das Arbeitsfeld ein bischöfliches. Aber Maximilian Kaller blieb der Pfarrer, zunächst sogar noch de jure, weil er die Hauptpfarre in Schneidemühl selbst übernahm. Der Seele nach blieb er auch Pfarrer, als er 1930 den Stuhl des Bischofs von Ermland bestiegen hatte. Es war keine Verlegenheit um die Anrede, wenn er bis zuletzt seine Predigten mit den Worten: „Meine lieben Pfarrkinder“ einleitete. Er sagte einmal: „Gott sei Dank bin ich nicht mehr Fürst — Ermland war einmal Fürstbistum gewesen — und Gott sei Dank habe ich für die Verwaltung den Generalvikar. So kann ich doch der Pfarrer meines Bistums sein.“

In seiner großen ostpreussischen Pfarrgemeinde, die von Süd nach Nord 300 und von Ost nach West 250 km maß, war er sozusagen allgegenwärtig. Selbst die Eingeweihten streiten darüber, ob es in den 15 Jahren einmal vorgekommen sei, daß er zweimal vierundzwanzig Stunden ununterbrochen in Frauenburg in seiner Residenz gewellt hat. Aber es ist gewiß vorgekommen, daß er in einer entfernten Pfarrei einmal früher im Beichtstuhl war als

der Pfarrer (in der Diözese war es Brauch, jeden Tag vor der Messe Beicht zu hören). Wenn man fragt, wer im Stab des Bischofs der wichtigste Mann war, kommt man unweigerlich auf seinen treuen Chauffeur Fritz zu sprechen, ein Generalstabsmuster von Zuverlässigkeit. Er durfte unter keinen Umständen eine Autopanne haben, und merkwürdig, er hat, solange er den Bischof fuhr, nie eine gehabt. Wie oft hörten wir des Bischofs Stimme: „Schneller, schneller, Fritz! Wir haben keine Zeit zu verlieren“. Übrigens sagte er zu allen, die sein Vertrauen genossen, fast immer „wir“ und kaum einmal „Ich“, auch in solchen Kleinigkeiten immer der bescheidene erste Mitarbeiter. Seinem Chauffeur richtete er das Hochzeitsmahl im bischöflichen Speisezimmer, und die Hausmädchen saßen zu Weihnachten mit an der Tafel.

Bischof Kaller war in jeder Gemeinde zu Hause. Es wird wohl nicht fehlgegriffen sein, wenn man sagt, daß unter den 300 000 Gläubigen seiner Diözese keine hundert waren, die ihn nicht viele Male gehört und gesehen haben, nicht etwa nur aus der Ferne, auf der Kanzel, in feierlichem Auf- und Abzug, sondern mitten unter den Menge. Seine 300 Priester kannte er selbstverständlich persönlich und gratulierte jedem jedes Jahr zum Namenstag. Mit den Domherren traf er sich einmal in der Woche zu privatem Zusammensein, wenn er in Frauenburg war. Jede Gemeinde suchte er wenigstens alle zwei Jahre auf, die größeren natürlich öfter. Immer hielt er in zwei verschiedenen Städten die Fastenpredigt. Gewöhnlich blieb er einen Tag in jeder Gemeinde, ging in jede Schulklasse, ins Krankenhaus, ins Altersheim, zu den Schwestern, zum Bürgermeister, wohlgemerkt, er ging überall hin, er rief nicht zu sich, schon gar nicht ließ er jemanden kommen. Er ging an viele Orte nicht im Bischofsgewand, sondern in der Soutanelle, die er stets mitführte. Er besuchte Familien, besuchte im Dritten Reich seine Priester im Gefängnis, einen besonders unglücklichen im Zuchthaus. Im Pfarrhaus empfing er die Laien der kirchlichen Organisationen. Wenn Firmung war, gab es ein Essen. Dann saß der Bischof zwischen den Firmpaten, oft genug schlichte Leute, mit denen die Unterhaltung ins Stocken geriet. Dann griff der gute Bischof wohl zur Flasche und schenkte seiner Tischnachbarin das Glas voll. Er selbst trank und rauchte nicht, er förderte die Abstinenzbewegung und war auch ihr Protektor. Aber er war kein Zelot und vor allem ein vollendet charmanter Gastgeber.

Sein Leben in Ermland verlief in schnellem Tempo. Einen erheblichen Teil davon verbrachte er im Auto. Otto Miller prägte ihm deshalb zu Lebzeiten schon die Grabinschrift: Domine da ei actionem aeternam. Es war zuweilen ein rührender Anblick, wenn der Bischof nachts nach einem übervollen Tagewerk zur 200-km-Fahrt ins Auto stieg, das Licht einschaltete und sich in Akten oder in ein theologisches Buch vertiefte, niemals seinem Körper mehr Ruhe gebend, als der ihm abzwang.

Wenn man die Ergebnisse seines Wirkens im Ermland überblickt, muß man betrauern, daß seine sichtbaren Zeichen untergegangen sind, ehe er selbst ins Grab sank. Manches hat ihm schon das Dritte Reich vernichtet. Im Ermland zuerst wurden die Organisationen verboten, trotzdem auch Bischof Kaller mit vielen seiner Amtsbrüder zunächst dem Regime äußerst loyal gegenübergetreten war. Menschenkenntnis und der Blick hinter Tarnungen waren ihm nicht in hohem Maße gegeben, vielleicht ist dies seine schwache Seite gewesen.

Intrigen waren seinem offenen Wesen so fremd, daß er sie einfach nicht bemerkte, und bis in seine letzten Tage war er aus diesem Grunde immer in Gefahr, mißbraucht zu werden. Das Dritte Reich hat auch die Verwirklichung einiger Lieblingspläne des Bischofs gehindert, die vielleicht von epochemachender Bedeutung gewesen wären, wenn sie sich hätten verwirklichen lassen. Unter ihnen steht an erster Stelle der Siedlungsgedanke, mit dessen Verwirklichung im Jahre 1933 soeben begonnen war und den er theoretisch und praktisch gleichermaßen förderte. Zugrunde gegangen sind ferner die blühenden Gemeinden, die sein apostolischer Eifer geschaffen hatte. Er war ein großer Erwecker des eucharistischen Lebens. Wenn man ihm gelegentlich entgegenhielt, daß Kommunionziffern wenig bedeuten, sagte er wohl: „Ich weiß, daß eine Gemeinde mit vielen Kommunionen noch keine gute Gemeinde zu sein braucht, aber ich weiß mit Sicherheit, daß eine mit wenig Kommunionen keine gute Gemeinde ist.“ Es gelang ihm, und nicht zuletzt war es der Zauber seiner Persönlichkeit, der dies zuwege brachte, besonders die Männer für die monatliche Kommunion so zu begeistern, daß sie in vielen Gemeinden seines Bistums zur Regel geworden war. Das Unsichtbare, das Innerste, was hinter all seinem äußerlich wahrnehmbaren Wirken stand, haben seine Ermländer aber mitgenommen auf die bittere Wanderschaft ins Exil, und Deutschland kann sich jetzt durch Augenschein überzeugen, ob der gute Baum gute Früchte getragen hat.

Das Jahr 1945 ist auch für Bischof Kaller zum Beginn seiner Passion geworden. Die Gestapo schleppte ihn fort aus der Heimat, sie entriß ihn den Flüchtlingen, die sich schutzfliehend in seinem Hause um ihn versammelt hatten. In Danzig entkam er den Händen seiner Verfolger und gelangte nach Halle. Vom ersten Tage nach dem Waffenstillstand angefangen, beschäftigte ihn nur der eine Gedanke, wie er in sein Bistum zurückgelangen könnte. Nach vielen Verhandlungen mit der russischen Behörde, unternahm er auf eigene Lebensgefahr hin den Weg und kam, weite Strecken zu Fuß wandernd, bis nach Allenstein. Hier eröffnete ihm nach kurzer Zeit der polnische Kardinal Hlond, daß der Heilige Vater seine Abdankung wünsche, was sich erst später als Irrtum herausstellte. Bischof Kaller gehorchte auf der Stelle, was zwar für einen Bischof selbstverständlich ist, in seinem Falle aber ein letzter Ausdruck seiner inbrünstigen Anhänglichkeit und Demut gegenüber dem Papste war, die ihm von jeher eignete. Schweren, aber nicht gebrochenen Herzens verließ er sein angetrautes Bistum für immer, um sich nun mit ganzer Energie seinen vertriebenen Gläubigen zu widmen. Dieser letzte Abschnitt seines Lebens ist der weiteren Öffentlichkeit am meisten bekannt durch sein kurzes Wirken als Sonderbeauftragter des Papstes für die heimatvertriebenen Deutschen, wozu er im Herbst 1946 berufen wurde. Nicht bekannt ist es vielfach, daß das Wirken des Bischofs gesegnet war mit aller Trübsal der Verdemütigung, der Mißgunst und der für ihn selbst vielleicht größten aller Trübsale, der Ohnmacht gegenüber der Größe der Not. Die Not der Seinen hat ihm das Herz gebrochen. Je mehr er sie erkannte, desto gewisser wurde ihm, daß sie nur von innen her, vom Geiste her bewältigt werden kann, und so war es sein letztes Anliegen, einen Orden zu schaffen, einen Orden ohne Kleid, Kommunität und Hierarchie, einen Orden aller derjenigen, die bereit wären, sich dem Dienste der

Brüder bis zum Tode hinzugeben und durch ihr Beispiel für die Macht der Liebe Christi Zeugnis abzulegen. Dies Anliegen bleibt sein Vermächtnis, nicht nur an die Heimatlosen, sondern an die gesamte deutsche Kirche und über die deutschen Grenzen hinaus. Es war sicher mehr als bloße Erfahrung, es war der Antrieb des Heiligen Geistes, der ihn erkennen ließ, daß die Entfremdung zwischen der sichtbaren Kirche und der Menschheit vor ihren Toren zu groß geworden ist, als daß sie mit den Mitteln der herkömmlichen Seelsorge, der ordentlichen wie der außerordentlichen, oder mit organisatorischen Mitteln überhaupt, gemeistert und überbrückt werden könnte. Die Heimholung der Welt wird, wie Bischof Kaller die Dinge sah, nur durch den einzelnen von der Macht des Glaubens und der Liebe Christi erfüllten Christen in der Welt, den Laien also, möglich werden, der unter den Seinigen, in seiner Familie, seinem Beruf und seiner Umgebung als Licht der Welt aufleuchtet und als Salz der Erde wirkt. Diese Laien zu finden und auf eine unsichtbare Weise für Menschenaugen, aber doch in geistig-geistlicher Gemeinschaft, in einem Orden des zwanzigsten Jahrhunderts zu einigen, diese vielleicht entscheidende Aufgabe hat er mitgenommen ins Grab und vor den Thron Gottes, wo ihn Millionen seiner deutschen Leidensgenossen als ihren Fürsprecher wissen; denn viele verehren ihn schon wie einen Heiligen, wie der hl. Paulus sagt, „zum Tode verurteilt, ein Schauspiel der Welt, den Engeln und Menschen, ein Tor um Christi willen...“ (1. Kor. 4, 9).

Wir schließen diesen Bericht, indem wir eines Briefes gedenken, den der Verewigte im Frühjahr 1942 an den Nuntius Orsenigo richtete, und der vielleicht den tiefsten Blick in sein gehorsames Herz gestattet. Der Nuntius hatte ihn aufgefordert, ihm Priester zu nennen, die bereit wären, als Seelsorger in eine bestimmte Art von Zwangslagern zu gehen, womit aber wahrscheinlich der Verlust der bürgerlichen Existenz für sie verbunden gewesen wäre. Bischof Kaller fand niemanden, der bereit war, da es sich um ein nach menschlichem Ermessen unmögliches Werk handelte. Da ging er mit sich selbst zu Rate und schrieb jenes ergreifende Dokument des Opfers nieder, in dem es heißt: Da es niemand andern zugemutet werden kann, bitte ich Sie nach reiflicher Erwägung vor Gott und im Vertrauen auf seine Gnade, lassen Sie mich den ersten Priester sein, der dorthin geht, und bitten Sie den Heiligen Vater, er möge mich um dieses Werkes willen von dem Bande lösen, das mich an meine Diözese bindet. Wer die Umstände erwägt, unter denen dieses Verlangen ausgesprochen wurde, wer um die Reinheit und Demut weiß, mit der es ausgesprochen wurde und in der Maximilian Kaller versuchte, es geheimzuhalten, der wird nun wissen, daß sein Wahlspruch in Wahrheit die Formel seines Lebens gewesen ist. Der Nuntius versagte ihm die Erfüllung dieses heiligen Wunsches. Es sei ihm, so schrieb er an Bischof Maximilian zurück, als hätte der hl. Franziskus selber geschrieben: „Gott spart doch nicht mit seinem Großmut, daß er Ihnen dieses Anerbieten eingegeben hat“.

## Aus der ökumenischen Bewegung

### Bericht über die Generalversammlung des ökumenischen Rates der Kirchen in Amsterdam

#### Aus der Arbeit der dritten Studienkommission des ökumenischen Rates: Die Kirche und die Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung

*Mit diesem Thema hat sich die dritte Kommission des Ökumenischen Rates unter dem Vorsitz des in der amerikanischen Öffentlichkeit einflußreichen Theologen Reinhold Niebuhr (New York) beschäftigt. Sie geht „von der Tatsache des Zusammenbruches unserer gesellschaftlichen Ordnung aus“, wie es in dem Bericht der Studienkommission von 1947 heißt. Sie will versuchen, „die Hauptgründe dieses Zusammenbruches in verschiedenen Nationen oder Kulturgebieten festzustellen“. Aus dem Bericht entnehmen wir noch folgende Gesichtspunkte:*

Neben verschiedenen nationalen und örtlichen Begebenheiten gibt es gemeinsame Probleme, die in wechselndem Maße überall anzutreffen und für die gegenwärtige Zerrüttung des menschlichen Lebens grundlegend sind... Eines dieser Probleme ist die Entartung der persönlichen und menschlichen Beziehungen durch den Zusammenbruch der elementaren Formen menschlicher Gemein-

schaft. Sowohl durch die individualistischen als auch durch die kollektivistischen Tendenzen der modernen Gesellschaft ist die Familie als die vornehmste Gestalt menschlicher Gemeinschaft unterhöhlt... Ein anderes bedeutendes Problem ist die Auswirkung der technischen Entwicklung auf die Freiheit, auf die Möglichkeit der Demokratie. Die totalitären Staaten zeigen, was das Ergebnis der modernen Entwicklung sein kann. Die menschliche Gesellschaft ist so vereinheitlicht und in so tiefe gegenseitige Abhängigkeit geraten, daß sie nach zentraler Planung schreit. Aber solche Planung führt die Rolle der Tyrannei herauf, vielleicht der Welttyrannei. Wir haben noch nicht begonnen, die Möglichkeit einer Tyrannei, die sich der Atomkraft bedient, ins Auge zu fassen... Die Freiheit hängt davon ab, ob es gelingt, einen Weg zu finden, der die großen wirtschaftlichen Machtzentren unter soziale Kontrolle bringt, ohne eine Art Staat zu schaffen, der jede Phase des Lebens reglementiert. In diesem Kampf für geistige Freiheit spielt die Kirche eine hervorragende Rolle...

In einigen Ländern haben sich die Christen voll Vertrauen mit der einen oder anderen sozialen Schicht oder Bewegung gleichsetzen können, im Glauben, auf diese Weise dem Reich Gottes zu dienen. Aber heute erscheint